Erste Abtheilung.

1847.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I.

Als ich Heine zuerst kennen lernte — es war im Februar des Jahres 1847 — war er bei Weitem noch nicht der kranke Mann, als den wir einige Jahre später ihn uns zu denken gewohnt wurden. Freilich war das rechte Auge geschlossen, aber andere Spuren des vorangegangenen Schlagflusses waren auf seinem Gesichte kaum bemerkbar Dies Gesicht war von eigenthümlicher Schönheit, die Stirne hoch und breit, die Nase fein und edel geschnitten; den Mund von zierlicher Bildung beschattete ein Bart, der auch das ganze Kinn umkleidete. Dieser Bart war schon weiß gesprenkelt, während das braune Haupthaar, das tief

in den Nacken hinabhing, in seiner Ueppigkeit noch keine Spur des Alters verrieth. Der Gesammteindruck seines Gesichtes war schwärmerische Schwermuth, doch wenn er sprach oder sich bewegte, brach eine ungeahnte Energie und ein überraschendes, fast dämonisches Lächeln hervor. Er war noch so ziemlich gut auf den Füßen und konnte, auch nur um eines Zeitungsartikels willen, den weiten Weg vom Faubourg Poissonière bis zum Palais Royal in das Cabinet de Lecture zurücklegen.

Heine stand damals im acht und vierzigsten Jahre, er nannte sich selbst einen der ersten Männer des Jahrhunderts, weil er am ersten Januar 1800 zur Welt gekommen. Seine Krankheit, welche später zu so schrecklichen Verwüstungen führte, hatte aus einem scheinbar unbedeutenden Anlasse begonnen. Der Kämpfer, dem hundert wüthende Angriffe nichts geschadet, war in Folge eines kleinen Familienstreits vom Schlage gerührt

worden. Aber sein Organismus schien ihn schon damals fühlen zu lassen, daß dieser Zustand über kurz oder lang mit dem Tode enden müsse. Ohne Besserung war er das Jahr zuvor aus dem Bade von Bagnères in den Pyrenäen zurückgekehrt und hatte es in Paris mit eben so wenig Erfolg mit mehreren Aerzten versucht.

Dessenungeachtet war er noch immer gesellig, liebte Gäste um sich zu sehn, konnte ausgelassen froh scherzen, lachen und spotten. Sein Geist war von den Leiden seines Körpers völlig frei geblieben und arbeitete in einer in Trümmer gehenden Werkstätte mit der alten unerschöpflichen Kraft, wie unbekümmert darum, wann das Dach über ihn zusammenstürzen würde.

Bei der trüben Zukunft, die ihm drohte, war es noch ein Glück und Trost, daß seine Vermögensverhältnisse, wenn auch nicht glänzend, doch anständig waren, und daß ihm eine gute und theilnahmsvolle Frau zur Seite stand.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mathilde hatte noch immer Spuren von Schönheit, war aber recht corpulent geworden. Das Bild in Oelfarben, das lebensgroß an der Wand ihres Zimmers hing, glich ihr schon lange nicht mehr. Ihr Naturell war ein so harmloses und naives, wie wir es an Kindern sehn und war es bei zunehmendem Alter und allen Erfahrungen pariser Lebens immer geblieben. Diese Eigenschaften zeigten sich auch in den raschen Uebergängen von Lachen zum Weinen, vom Scherz zum Mitleid. Sie konnte über das bevorstehende düstere Loos ihres Mannes oft Thränen vergießen, aber diese Thränen konnte schnell wieder ein zufälliger Zwischenfall trocknen.

Beider Ehe war kinderlos.

Ich weiß nicht, welchem Zufalle ich es zuzumessen habe oder welchen Eigenschaften, daß ich mit Heine in kürzester Zeit auf einen vertrauten Fuß zu stehen kam und bald in den kleinen Kreis Jener gehörte, die er zu sehen liebte. Während

meines viermaligen Aufenthalts in Paris, der einmal sogar von fast einjähriger Dauer war, vergingen selten mehr als ein paar Tage, an welchen ich nicht in sein Haus gekommen wäre. So gewöhnte ich mich allmälig und schrittweise an seinen sich ununterbrochen verschlimmernden Krankheitszustand, dessen Anblick oft die Nerven der ihn Besuchenden auf das Peinlichste erschütterte und so Manchen in späteren Jahren von ferneren Visiten zurückhielt. Der Platz an seinem Bette und die Unterhaltung mit ihm ward mir allmälig lieber als ein Spaziergang über die lachenden Boulevards und der Verkehr mit den meisten Gesunden. Im Gespräch mit dem alten kranken Zauberer vergaß ich die Krankenstube. Der Reiz, den seine Bücher auf mich übten, setzte sich hier fort und es war mir, als läse ich manches Capitel, von dem die übrige Welt nichts erfahren würde. Aber auch den Menschen gewann ich lieb; die Güte seines Herzens, von Allen

in Frage gestellt, wurde für mich über jeden Zweifel erhoben. Wenn ich die große Metropole besuchte, von welcher mir Heine ein Bestandtheil geworden war, konnte ich die Reise ebenso gut als eine Vergnügungstour, wie als eine Wallfahrt zu Heine's Haus betrachten.

II.

Die Wohnung eines der größten Dichter, die Deutschland je gehabt, stand gewiß hinter der eines französischen Autors zweiten oder dritten Ranges weit zurück. Drei ganz kleine Zimmer im dritten Stockwerke waren mit bescheidenem Comfort geziert, die Aussicht, wenn sie so zu nennen, ging auf einen engen und nicht eben lichten Hof hinaus. Der Kamin hatte die übliche weiße Marmorverkleidung, über ihm hing ein breiter Spiegel, eine Uhr im Porzellangehäuse, zwischen den in Frankreich unausweichlichen Blumenvasen mit künstlichen Bouquetten aufgestellt, ließ ihr Tiktak vernehmen; sie war der auffallendste

Schmuck. Man wüßte nichts Besonderes von dieser einfachen Wohnung zu sagen, wenn nicht eine alte pockennarbige Mohrin mit einem buntseidenen Tuche um den Kopf als Magd beim Oeffnen der Thüre erschienen wäre und nicht von Zeit zu Zeit aus dem Zimmer Madame Heine's der gelle Schrei eines Papagei herübertönte.

Es war die Zeit, in welcher eben der vereinigte Landtag in Berlin zusammentreten sollte. Heine erschien fast täglich im Cercle Valois und verfolgte die politischen Thatsachen mit großem Interesse; aber er hatte nur Sarkasmen für sie auf den Lippen.

„Die Epoche der constitutionellen Regierungen beginnt", sagte er. „Man sage was man will, der Anfang ist gemacht. Die Nationen werden sich nicht mehr ohne Verfassungen beruhigen. Sie glauben nicht mehr an die Bibel und haben sie bei Seite gelegt, für dieses alte Buch müssen sie ein neues haben. Dahinein wird sich

Alles, was noch von Gläubigkeit und Götzendienst lebt, flüchten. Für sie wird die Charte das sein, was für uns die Bibel, die auch soviel Kämpfe und Blut gekostet. Haben Sie Acht, mit den Verfassungen wird es den Völkern furchtbarer Ernst werden. Ich für meinen Theil kann mir keine schönere Staatsform denken, als eine Monarchie umgeben von Vincke, Camphausen, Hansemann und Beckerath."

Man kam auf die Bewegung des Deutschkatholicismus zu sprechen. Er sagte:

„Da sehen Sie die Constitutionellen auf religiösem Gebiete. Was wollen sie? Was ist ihre Tendenz? Doch nur ein gedämpfter, gemäßigter Aberglaube. Warum wären Origines und der heilige Augustin schlechter als der Apostel Ronge im schwarzen Frack? Bei jenen Stiftern der Kirche ist doch eine Geisteskraft sichtbar, die mir imponirt. Diese modernen Sektirer sind mir

ebenso zuwider wie die Kirchenväter, vielleicht gar noch mehr."

Er warf das Zeitungsblatt, das ihm zu dieser Apostrophe hingerissen, verächtlich weg und verließ heftig das Lesecabinet.

Ich muß hier, um, wenn auch noch so flüchtig, den Hintergrund zu untermalen, von dem sich Heine's Gestalt ablösen soll, einiger Bekannten und Freunde gedenken, die sich in seinem Hause trafen und seinen näheren Umgang bildeten. Es waren zum Theil Deutsche, zum Theil Franzosen; zum Theil Schriftsteller, in größerer Anzahl aber einfache Sterbliche, ohne Prätensionen auf Kränze und Nachruhm. Heine war bei seiner langjährigen Anwesenheit in Paris und bei der ersten Rangstellung, die ihm auch das französische Publikum eingeräumt hatte, fast mit allen Berühmtheiten in Verbindung getreten, aber die weiten Entfernungen, das reiche Leben, die tausend Zerstreuungen und Abhaltungen bringen

es in so einer Stadt mit sich, daß auch die besten Freunde und Solche, die das größte Gefallen an einander finden, sich doch Monate lang aus den Augen verlieren. Zuletzt bleibt aus einer unendlichen Masse Bekannter nur eine gewisse kleine Zahl stätiger Besucher übrig, stätig, weil sie näher wohnen, weniger zu thun haben oder eine ganz besondere Anziehung sie an einander knüpft.

Fast täglich in Heine's Hause sah man Madame A...., von Heine die flammenaugige Elise genannt, eine Pensionsfreundin Frau Mathildens. Sie war eine echte Pariserin, lebhaft, ziemlich coquett, mit schwarzen Augen und schwarzem Haar; ihr Mann hatte damals, so viel ich weiß, nur eine Schnittwaarenhandlung in der Chaussee d'Antin, träumte aber bereits von einem größeren Wirkungskreise. Die kleine Alice, Madame A....'s Tochter, hatte Heine aus der Taufe gehoben. Er liebte das Kind über die Maßen. Seinet-

willen und Elisen zu Liebe wurde der Gatte A.... mit hingenommen, so wenig er in den Kreis paßte. Die Ungenirtheit seiner Manieren verletzte gar oft Heines empfindliches Wesen und seine Othellolaunen verdarben zuweilen die ganze harmlose Stimmung der Gesellschaft. Die schlanke reizende Mademoiselle Jenny, jetzt noch Comptoirmädchen bei A...., wachte über die kleine Alice, führte sie im Wagen heran, brachte sie, wenn, wie gewöhnlich, die Gesellschaft des Abends länger zusammenblieb, früher nach Hause und war ihrer schönen Augen und raschen, klugen, grotesken Einfälle wegen gleichfalls bei dem kranken Dichter wohl gelitten.

Zu dieser Gesellschaft von rein französischem Typus kam nun ein Deutscher, jüdischer Herkunft, der aber bei langjährigem Aufenthalt mit Paris auf's Genaueste bekannt geworden war, ein halber Diplomat, ein halber Finanzier, ein Mann der Pläne und Spekulationen, fein, weltkundig

und elegant, welcher Heine'n bei den kleinen Börsengeschäften, die er von Zeit zu machen beliebte, dienstreich zur Hand war. Heine hatte diesen Freund Calmonius getauft in Erinnerung eines bekannten Hofjuden unter Friedrich dem Großen, mit dem sein Freund, wie er sagte, viele große Eigenschaften eines Spekulanten — Scharfblick, Gewandtheit, Unerschöpflichkeit der Mittel und pessimistische Weltanschauung gemein habe. Von dem historischen Calmonius behauptete Heine, daß er in genauer Beziehung zu dem alten Dessauer gestanden und erzählte zur Bekräftigung dieser Behauptung gern eine Geschichte, die freilich, wenn sie wahr sein sollte, von der traulichen Intimität der beiden Veteranen, die sie über alle Unterschiede des Standes, der Herkunft und der Religion hinweghob, ein besonders erfreuliches Zeugniß giebt. Eines Tages lag Calmonius noch im Bette, als er von der Straße herauf seinen Namen rufen hört. Kriegerische Klänge mischen

sich in dies Rufen, er eilt im Hemde an's Fenster und blickt heraus. Was sieht er? Mitten auf dem Markte, inmitten der gaffenden Menge sitzt der alte Dessauer, von seinem ganzen Generalstabe umgeben, zu Pferde und winkt freundlich mit dem Hute. „Lebe wohl! lebe wohl Calmonius", ruft er. „Ich ziehe in den siebenjährigen Krieg!"

Auch Heine liebte seinen Calmonius, er hatte mit ihm seit Jahren in engem Umgang gestanden, aber der arme Calmonius hatte an ihm einen äußerst schwierigen Clienten. Capriciös wie ein Kind erfreute sich Heine der Gewinnste, wenn es Gewinnst gab, war aber immer bereit, Calmonium für Verluste verantwortlich zu machen, wenn die Operationen nicht geglückt waren. Er nahm den Gewinn wie einen schuldigen Tribut der Götter, der Verlust aber erbitterte ihn und machte ihn über alle Maßen ungerecht gegen den Mann, der voll des Dranges war, ihm nützlich zu sein

und es wirklich und rechtschaffen gut mit ihm meinte. Armer Calmonius! Als eine neue Speculation gründlich mißrieth, verlor er gänzlich das Herz des Dichters und doch bin ich überzeugt, daß er den besten Willen gehabt hätte, ihn zugleich mit sich selbst sogar zum Millionär zu machen.

Auch der Homöopath Dr. R.... trat zuweilen bei Heine vor. Mit diesem Manne war der Dichter auf eine eigenthümliche Art bekannt geworden. Auf einer Reise aus dem Süden waren Heine und seine Frau vor Jahren in Lyon mit dem Violinisten Ernst zusammengekommen, den Beide schon von Paris her genau kannten. Da Heine morgen nach Paris abgehen soll, bittet der Virtuose den Dichter, ihm ein Geschenk an seinen dortigen Arzt mitzunehmen, eine der colossalen lyoner Würste, die zierlich in Staniol eingewickelt, für eine feine Delicatesse gelten. Heine übernimmt den Auftrag. Dazumal flog man noch

nicht auf der Eisenbahn in wenig Stunden von Lyon nach Paris; die Reise im Postwagen dauerte lang und Frau Mathilde ward hungrig. Was war natürlicher, als daß man ein kleines Stück von der Wurst schneidet, die so schwer unterzubringen war und nun das ganze Coupé durchduftet? Madame Heine kostet eine Schnitte und findet sie vortrefflich, Heine thut desgleichen und ist ebenso sehr davon entzückt. Die Reise dauert noch einen Tag, die Wurst verringert sich mehr und mehr und als die Gatten Paris erreichen, trifft es sich, daß nur ein ganz kleiner Rest von dem gewaltigen Ungethüm übriggeblieben. Jetzt erst fühlt es Heine, wie schnöde er sich seines Auftrages entledigt. Was thut er? Er schneidet mit einem Rasiermesser eine völlig durchsichtige Scheibe herunter und sendet sie unter Brief-Couvert an den Doctor. „Herr!" schreibt er in einem beiliegenden Billet, „durch Ihre Forschungen ist nunmehr ganz festgestellt, daß Million-

theile die größten Wirkungen äußern. Empfangen Sie hier den Millionsten Theil eines lyoner Salami, den mir Herr Ernst für Sie übergab. Er wird bei Ihnen, falls die Homöopathie irgendwie eine Wahrheit ist, die Wirkung thun, wie ein ganzer."

Von berühmten Franzosen, welche öfter bei Heine zu sehen waren, ist noch Hektor Berlioz, Theophile Gautier und der unglückliche Gerard de Nerval zu nennen. Letzterer, ein weiches zartes Gemüth, hatte eine große Vorliebe für deutsche Literatur und lebte in ihr fast mehr als in der französischen. Er hatte den Faust übersetzt, in seinem Buche Loreley eine Reihe von Reiseskizzen vom Rhein und aus Thüringen niedergelegt und sich in einem Drama Burkhart einen deutschen Studenten zum Helden gewählt. Schon damals war er Heine behilflich, das Buch der Lieder ins Französische zu übertragen und war diesem sehr lieb geworden. Er war eine träume-

rische Natur und verstand es nicht, was seine Landsleute so gut können, literarisch zu speculiren. Er arbeitete mit einem rastlosen Fleiß und verschmähte, so sehr ihn die Noth drängen mochte, die Franks für ein Werk einzukassiren, welches er noch nicht für reif und gefeilt genug hielt. Alle Welt weiß, welches Ende er acht Jahre später genommen. In einer Februarnacht, im Schneegestöber, war er im schwarzen Frack, ohne einen Sous in der Tasche um den Mantel im Leihhause auszulösen, in die schreckliche Rue de la vielle Lanterne gerannt und machte sich dort mit einem Stricke ein Ende. Diese Nachricht war eine der letzten Schmerzen Heine's. Auch mich hat sie schwer getroffen, denn ich kannte Gerard de Nerval und erinnere mich manches Spaziergangs und manches interessanten Gesprächs im Café du Divan Lepelletier.

III.

Noch immer gemahnt es mich seltsam, daß es Heine war, der mich zuerst mit einem Menschen bekannt machte, der später eine große und vielleicht noch immer nicht beendigte Rolle spielte und daß mir durch Heine zuerst dessen Bedeutung geoffenbart wurde.

Am siebenten April, dem Sterbetag Fouriers, fand in der Salle Valentino das alljährliche Banquett seiner Anhänger statt. Der Ballsaal, in dem einen Abend vorher die tollen Pariser die wilden Saturnalien des Cancans gefeiert, war — seltsamer Wechsel — heute in eine Kirche verwandelt, wo bei einem Liebesmahl,

wie in der ersten Zeit des Christenthums, die kleine Schaar zukunftsgläubiger Menschen sich begeistern und verbrüdern sollte.

Nimmermehr konnte ich damals bei einem solchen Feste fehlen. Scheu und tiefbewegt trat ich in den Saal und die hundert flackernden Lichter, die weißgedeckten, blumengezierten Tische, vor denen in gemessener Haltung einige Hundert Gäste, Männer und Frauen saßen, riefen in mir eine fremde, eigenthümlich aufschauernde Empfindung wach.

Es waren nun schon zehn Jahre her, daß die sozialistische Schule ein Festmahl zum Andenken ihres Meisters gab, aber die Manifestation des Sozialismus war noch nie so stattlich gewesen: eine Vorahnung von 1848 berief sie Alle. Wie sich mein Auge allmälig an die eigenthümliche Beleuchtung gewöhnte, übersah ich wohl an tausend Anwesende, darunter wohl auch hundert Frauen, die meisten, wie es schien, den besten

Ständen angehörig. Auch Kinder in weißen Festkleidern saßen an einem langen Tisch — diese nach des Meisters Wunsch mit Blumen bekränzt, da für sie das Reich des Friedens und der Glückseligkeit schon da ist, für das die Väter kämpfen und dulden.

In der Mitte des Saals, auf einem grauen Sockel, stand Fouriers Büste aus weißem Marmor. Ich betrachtete lange das Gesicht dieses einsamen Denkers, der aus tiefster Armuth, wie Spinoza vom Kaufmannsstande zur philosophischen Forschung überging: ein eigenthümlicher Ausdruck der Trunkenheit und stiller Extase schien über die Züge ergossen. Kaiserkronen, seine Lieblingsblumen, weil er sie als verklärte Märtyrerkronen gedeutet, umhüllten das Piedestal zum großen Theil und in Uebereinstimmung hiermit waren ganze Wände von Blumen verkleidet. Fourier war ein leidenschaftlicher Blumenliebhaber gewesen und hatte sich daran gewöhnt, in jeder

Pflanze das Abbild einer menschlichen Seelenkraft zu sehn.

Welcher Partei man auch angehöre, immer ist es ein ergreifender Anblick, Hunderte, Tausende zur Verehrung eines Genius versammelt zu sehn und der Eindruck wächst, wenn diese Feier der Nachklang eines Lebens ist, das in Armuth und Noth, belacht, ignorirt oder verleumdet dahinfloß, ein später Triumph eines Kampfs, der vergeblich schien.

Fröhlich rauschende Musik erscholl vom Orchester herab, lebhaft ging das Mahl vorbei. Es war ein Liebesmahl, bei dem sich der Eine dem Andern freundlich zu nähern suchte, weil seine bloße Anwesenheit schon verwandte Gesinnung verbürgte; der Fremde wurde mit Zuvorkommenheit überschüttet. Bald begannen die Toaste.

In diesem Augenblicke hörte ich meinen Namen rufen. Ich sah mich um und erkannte Heine an einem benachbarten Tische. Ich trat auf ihn

zu und wir schüttelten uns die Hände ohne viel zu reden, denn die Redner wurden mit Spannung erwartet.

„Dem Genius Fouriers, des Offenbarers menschlicher Geschicke, der friedlichen Begründung der Einheit unter allen Völkern und Menschen!" rief eine wohltönende Riesenstimme. Andere Redner stiegen auf die Tribüne. Der Eine brachte einen Gruß des Friedens allen Völkern des gesitteten Europa's, insbesondere dem „Brudervolk jenseits des Rheins, das freier in seiner religiösen Ueberzeugung, vorgeschrittener in humaner Entwicklung als alle übrigen Nationen. Deutschland werde die Allianz Frankreichs nicht mehr von sich abweisen, sobald es erkannt, daß dieses auf jeden Eroberungsgedanken verzichtet."

Bald jagten sich die Toaste. Dem sterbenden Polen wird ein Hoch gebracht. „Es wird wieder erwachen, denn seine Mission ist unsterblich." Dem „Ende des Kriegs auf der Erde!"

„der allmäligen Emancipation der Frau" wird begeistert zugetrunken. Aber auch der Todten wird gedacht, die für den Fortschritt der Menschheit gestritten. „Sie bilden eine unsichtbare Kirche, sie sind gegenwärtig bei diesem Mahle, das einem ihrer Brüder, einem der größten Denker, Fourier, geweiht ist."

Man umarmt sich, Thränen treten in manches Auge, der Fernstehende selbst wird von der Macht des Augenblicks ergriffen. Sind wir noch in dem als frivol verschrieenen Paris? Unwillkürlich spricht es im Herzen des fremden Gastes: Weißt du denn, welches die künftige Ordnung sein wird? Vielleicht wohnst du einer Versammlung der wahren, wenn auch noch zur Zeit unterdrückten Kirche der Menschheit bei. Gewiß die Association ist das Wort der Zukunft, wir kommen dazu trotz alledem! Das Meiste wird anders werden, als sich's diese Leute denken, ihr Friedensreich ist Quietismus, ihre Ueberzeugung, daß

die sociale Reform unter jeder Regierungsweise möglich, eine Utopie, aber sie besitzen dennoch Manches, was als Losung in die Zukunft herüberkommen wird.

Ich verließ mit Heine den Saal und wir kamen in die gaserleuchtete Rue St. Honoré, wo allerlei Volk in Gruppen umherstand.

Bei Gott! sagte ich, die französische Nation hat doch einen idealischen Drang in sich, wie keine andere. Ein Volk, wo Hunderte eines so reinen, allgemeinmenschlichen Aufschwungs fähig sind, ist doch ein großes und bevorzugtes.

Ein untersetzter Mann, mit einem vollen, heiteren Gesicht, breiter, rundgewölbter Stirn und blauer Brille vor den Augen, stand vor uns im Gedränge. Wie von seinem Erscheinen frappirt, blieb Heine, mich zurückhaltend, stehen und flüsterte mir rasch zu: Sehen Sie sich den an!

„Waren Sie denn auch drin?" fragte Einer den Mann mit der blauen Brille.

„Nein!“ erwiederte dieser kurz. „Ich kam nur so vorüber und blieb stehn, weil es wie ein Auflauf aussah. Ach! es ist dasselbe Lied bei allen Sektirern! Gelobt sei Jesus Christ, der uns von der Sünde erlöst hat, gelobt Saint-Simon, durch den wir das Leben begriffen haben, gelobt sei Fourier, der uns die socialen Gesetze geoffenbart! Possen! Wer wird endlich einmal ausrufen: Lob und Ehre dem gesunden Menschenverstand, der Keinen anbetet?“

Der Mann mit der blauen Brille zuckte die Achseln und entfernte sich langsam.

Wer ist dieser Herr? fragte ich Heine, über dessen Gesicht im Augenblick ein aufgeregtes Leben blitzte.

„Wer er ist?“ gab er zur Antwort. „Monsieur Proudhon nennt er sich unter den Menschen. Eigentlich ist es ein Dämon. Ich bin innerlich erquickt, einmal wieder einen Solchen zu sehen. Ich werde lebensüberdrüssig, wenn ich

nichts als Geschäftsleute und Alltagsmenschen um mich sehe. Dies einzige Wort von ihm thut mir gut nach so viel schönen, aber flauen Ti.aden. Er hat Recht! vollständig Recht!

Wer ist der Mensch? fragte ich mit einer noch höher gespannten Neugier aufs Neue.

„Immer sagen Sie: der Mensch!" versetzte Heine. „Sie haben ja gehört, daß das kein Mensch ist, trotz seiner blauen Brille. Es ist das zerstörende Princip in Gestalt eines Staatsphilosophen, zum Uebermaß noch bevorzugt mit den Darstellungsmitteln eines Dichters. Victor Hugo scheint ihm die Macht seiner Antithese abgetreten und Alexandre Dumas seine heitere Phantasie geliehen zu haben. Der furchtbare Ernst der Sache ist elegant und sinnvoll drappirt und sieht das Barfüßergewand deutscher Trockenheit mit dem Standesstolze eines Aristokraten an. Diese Werke, oder um die Polizeisprache zu sprechen — diese Brandschriften — lesen sich wie

Romane! Sie gehn hier in Frankreich von Hand zu Hand, man amüsirt sich dabei und niemand merkt, daß beim Umdrehen der Blätter Drachenzähne herausfallen, die eines Tags prächtig aufgehen und eine gesegnete Ernte geben werden."

Heine begleitete diese letzten Worte mit seinem eigenthümlichen Lächeln. Es war aber nicht das Lächeln, welches seinen schönen Knabenkopf in Gesellschaft guter Freunde oder beim Erzählen eines witzigen Einfalls zu überstrahlen pflegte. Es war sein destruktives Lächeln, dasselbe, das im Wintermährchen, im Atta Troll und in seinen politischen Gedichten in Worte gekleidet scheint. Auf das Papier gezaubert hat dies Lächeln die dämonische Gewalt, sich dem Leser mitzutheilen. Man liest und lächelt und das Schlimmste daran ist: dieses Lächeln ist nicht flüchtig. Es kömmt wieder und wird, so graziös es anfangs auch war, nach und nach immer stärker, immer lauter, immer muthwilliger, immer wilder, endlich wird es

ein Ausbruch rebellischen Hohns. Artet es bis zu dieser Höhe aus, dann wirft es den Fürstendiener auf die Oppositionsbank, macht den orthodoxen Pfarrer zum Ketzer, den Billardspieler zum Verschwörer und den bestgesinnten Philister zum Freiheitsschwärmer.

Dieses Lächeln hat für die Bewegung der letzten Jahre viel gethan .....

IV.

Nicht fern von Heine, als mein Hausgenosse im Hotel Violet, wohnte der deutsche Flüchtling V..... Er besuchte Heine von Zeit zu Zeit, kannte ihn schon seit vielen Jahren, aber das Verhältniß Beider zu einander war ein gespanntes. V..... trug eine Unmasse Bedenken gegen Heine's Poesie und Charakter mit sich herum und Heine ironisirte den alten Burschenschafter und hatte kaum ein Auge für sein edles Herz, seinen ehrlichen Charakter, seine noble Natur, so komisch waren ihm seine Schwächen, die ihn fortwährend an die seiner alten Comilitonen aus der Studenzeit erinnerten.

Insbesondere komisch war für Heine die

Aengstlichkeit, die Schwäche, die gespaltene Seele voll Anhänglichkeit und Treue in dem Menschen, der von Deutschland und seinen Fürsten nur Böses empfangen. V...., ein alter Freund Börne's, ja, was noch mehr ist, ein Freund von Buonarotti und Charles Teste, der Männer des jungen Europa, hätte vor jedem Blutstropfen, der im Dienste seiner Ueberzeugungen vergossen worden wäre, zurückgeschaudert und er pflegte oft den Spruch zu wiederholen, daß, „wer das Schwert ziehe, auch durch das Schwert umkommen müsse." Nur protestiren, seine Meinung sagen und für sie dulden solle der Volksmann und in diesem Sinne hatte er auch seinen „John Hampden" geschrieben. So war er schon damals ein seltsames Prototyp jener Schwäche, die man oft eine edle Schwäche genannt und die in der That vom Schicksal dazu ausersehn ist, bei kommenden Zeiten des Sturmes zerrissen zu werden und zwischen beiden Parteien ein beklagenswerthes Ende zu finden.

Viele Stunden täglich stand V..... bei seinem Pulte und schrieb. Außer den Berichten für die Allgemeine Zeitung förderte er auch vielbändige Werke politischer Gattung in die Welt. Diese Bücher waren langweilig und haben, wie ich glaube, nie viel Leser gefunden. Aber man hat kaum ein Recht scharf gegen sie zu verfahren. Die herbe Nöthigung des Lebens hatte den Flüchtling zum Schriftsteller gemacht und wenn er auch nur ein geringes Maß schöpferischer Gedanken besaß, die Gesinnung und das Wollen des Autors waren immer im höchsten Grade edel.

Es war die Zeit, wo Lola Montez damals in München die ganze Presse mit ihren Abentheuern erfüllte. V..... war entrüstet. Er sah in den Huldigungen, die König Ludwig der schönen Spanierin darbrachte, eine Schmach des deutschen Wesens und fürchtete, daß eine Pompadour Einfluß auf deutsche Männer und deutsche Zustände nehmen würde. Heine'n hingegen amüsirte die Sache

ja ich glaube, er freute sich über die Macht, die eine leichtfertige Tänzerin in der Heimat von Görres und Döllinger, in Monacho-Monachorum gewann. Er ahnte den bevorstehenden Kampf des Balletröckchens mit der Kutte und ging sogar mit dem Gedanken um, die ganze Historie zu einem komischen Gedichte in der Art des Atta Troll auszubeuten.

In diesen Tagen schrieb V..... überaus entrüstete Briefe an die Augsb. Allgemeine Zeitung und da diese sie nicht aufnahm, stellte er sie in einem Büchlein zusammen, das er auf eigne Kosten herausgab.

„Haben Sie die neue Broschüre V....'s gelesen?" fragte ich eines Morgens.

Welche Broschüre?

„Das Büchlein gegen die Lola Montez: Die spanische Tänzerin und die deutsche Freiheit."

„Nein! lieber Freund," erwiderte der Dichter.

„Ueberhaupt lese ich nur die großen Werke unseres Freundes. Die drei-, vier-, fünfbändigen sind mir die liebsten."

„Sie scherzen und haben gewiß wieder etwas dahinter?"

„Nun ja", sagte Heine, „Wasser in einer großen Ausdehnung, ein See, ein Meer, ein Ocean von Wasser ist eine schöne Sache. Im Kaffeelöffel kann ich es nicht leiden."

V.

Als der Mai herankam, verließ Heine seine Wohnung in der Rue Poissonière und bezog ein Landhaus in Montmorency. Die engen Gassen, der Wagenlärm, das Menschengewühl waren seinen überreizten Nerven unerträglich geworden, er brauchte frische Luft, Ruhe und Stille. Frau Mathilde hatte in der Chaitaignerée ein hübsches Haus mit einem schattigen Garten gefunden und rasch ging die Uebersiedelung vor sich.

Montmorency, zu Rousseau's Zeit fast eine Wildniß und vier Wegstunden von Paris entfernt, ist jetzt durch die Nordbahn fast an die Barrière herangerückt worden, es ist eine Vor-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stadt, in der man sich bei allem Comfort doch auch an Waldluft und Wiesengrün erfreuen kann. Die Fahrt auf der Bahn dauert funfzehn Minuten. Der Montmartre, die Forts, St. Denis mit seinen öden Königsgräbern fliegt vorüber und ehe man's merkt, ist man in Enghien.

Enghien hat einen kleinen Park und einen ziemlich großen Teich, der von den Parisern zu Wasserpartieen in kleinen Segelböten benutzt wird. Studenten und Grisetten machen hier jeden Sonntag nautische Experimente, die nicht selten bei der Ausgelassenheit der Schiffer mit einem Umsturz des Boots enden. Zierliche Landhäuser sind ringsum zwischen den Wiesen und Baumpartieen zerstreut, ihre Jalousieen sind geöffnet, hübsche Mädchenköpfe blicken da und dort heraus, zwischen den Feldern und Weingärten gehn bunte Gruppen spazieren. Das Ganze gewährt einen hübschen, coquetten Anblick.

Von Enghien aus schlängelt sich der Weg

in Krümmungen durch die Weinberge die Anhöhe hinan und läßt rechts und links die Aussicht auf das freundlichste Land offen. Kleine weißgetünchte Häuschen liegen fern und nah in den blühenden Kirschbaumgruppen versteckt, bläulicher Rauch verkündet auch dort Wohnungen, wo man nur Grün und Blüthen sieht. Sanfte Bergketten umgrenzen den Horizont, Paris in seiner ungeheuern Ausdehnung liegt wie ein erstarrter, hellschimmernder, weißer Meeresspiegel in der Ferne.

Montmorency selbst, auf der Berghöhe gelegen, ist ein kleines Städtchen mit einem überaus bösartigen Pflaster. Vor den Thoren der zahlreichen Hotels der Stadt stehn Gruppen gezäumter Esel mit rothen Schabraken und altmodischen Satteln — denn Montmorency ist der klassische Ort für ein Gebiet der Reitkunst, für das die Ladenmädchen und Ladenschwengel von Paris an Sonn- und Feiertagen eine große Vor-

liebe zeigen. Unfern vom Orte liegt ein ziemlich ausgedehnter Buschwald von einzelnen mächtigen Eichen unterbrochen, zahlreiche Landhäuser von Gärten umgeben liegen in den verschiedenen Thalzügen verstreut. Hier im duftigen Flieder singen sogar Nachtigallen.

Fast an jedem Sonntage mußte der Omnibus, der von Enghien nach Montmorency fährt, am Hause in der Chataignerée anhalten und dort einen Trupp von Gästen absetzen. Alexander Weill, Heinrich Seuffert von der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Alphonse Royer und seine Frau waren häufige Besucher. Wir fanden Heine ins Grüne gelagert, die Mappe und den Bleistift in der Hand, entwerfend und dichtend. Frau Mathildens Papagei war nicht in der Stadt vergessen worden, sein Käfig stand am Fenster und so oft die Klingel an der Gartenthür schellte, begrüßte er die Ankommenden mit lautem Bon jour! Das große Zimmer im Erdgeschosse wurde als

Speisesaal benutzt; auf dem zierlich gedeckten Tisch fehlte nie ein riesiges Bouquet von Blumen, jedes Couvert hatte sein kleines Arsenal von Gläsern für den Madera, den Medoc und den Sauterne, der Spitzkelch für den Champagner überragte die Genossen. Welch ein Fest im kühlen, beschatteten Gartenhause, von blühenden Akazien umduftet, sich zu Tische zu setzen, schönen Augen von Französinnen gegenüber und Heine zum Gesellschafter!

Wenn die Anwesenheit von Freunden, die er liebte, Heine auf Augenblicke vom Gefühl seiner Leiden abzog und das Geplauder hübscher Frauen ihn anregte, war er unerschöpflich in drolligen Einfällen und sie schossen raketenartig nach allen Seiten. Eine lebhafte und noch immer hübsche Frau, Madame F...., eine Deutsche, die er schon vor Jahren gekannt und die nun nach längerer Abwesenheit wieder nach Paris gekommen, war heute mit ihrem Gemahl unter den Gästen. Das Wiedersehn und die Erinnerung an bessere Tage ver-

jüngten den Kranken. Man sprach von der Vergangenheit und Madame F.... warf Heine den Flattersinn vor, mit welchem er damals von einer weiblichen Erscheinung zur andern zu wandern pflegte.

„Que voulez vous?“ erwiderte der Dichter, „das Ideal kömmt beinahe gar nicht vor. Große Schönheit und seltene Tugend sind fast niemals zusammen, es bleibt nichts übrig als holde Weiblichkeit stückweise zusammenzulesen. Endlich hat man ein vortreffliches Herz gefunden, auch das Aeußere ist herrlich gelungen, aber die Farbe des Haars stimmt nicht zu unserem Schönheitsbegriff. Hier ist eine Stirne, welche uns entzückt; hier ein Wuchs, dort eine Nase, hier ein niedlicher Fuß, dort ein schwärmerisches, meertiefes Auge. Diese lächelt holdselig, aber sie tanzt abscheulich, jene manoeuvrirt entzückend mit Lorgnette und Fächer, aber es steckt nichts als leere Gaukelei dahinter. Es ist wie mit den Kaffeehäusern. Hier giebt

es alle möglichen Zeitungen und Revuen, aber schlechtes Getränk, dort gutes Getränk, aber harte Sopha's. Wo endlich die Sopha's vortrefflich sind, giebt's nichts, was lesbar oder trinkbar ist. Man muß umherwandern und kann nirgends ein Stammgast werden. So hat auch manche Schöne, die uns ein halbes Jahr lang fesselt, eine schwarze, verrätherische Seele, aber der Schnitt ihres Ohres ist von einer Vollendung, wie man sie noch nirgends getroffen."

Madame F.... lächelte und schlug dem Dichter mit dem Sonnenschirm über die Hand, denn er hatte mit dieser letzten Anspielung sie selbst gemeint. Man ging zum Diner, welches ziemlich lange dauerte und recht geräuschvoll war.

„Wer führt Sie umher, wer zeigt Ihnen Paris?" fragte Heine zu seiner Nachbarin gewendet.

„Der gute P....", antwortete die Dame und nannte den Namen eines ziemlich bekannten Musikers.

„O, das ist recht!“ rief Heine, „das kömmt uns allen zu Statten, es wird ihn wenigstens einige Tage lang vom Componiren abhalten. Als der Gute neulich eine Symphonie in der Salle Valentino aufführen ließ, hatte sich eine Schaar von Verschwörern eingefunden, welche diese musikalische Arbeit einmal ganz besonders auspfeifen wollte. Dieser Rachesturm sollte nach fester Verabredung am Schlusse des Finales losbrechen. Aber die Verschwörer hatten ihren Plan entworfen ohne den eigenthümlichen Geist des Maestro in die Rechnung gezogen zu haben. Als die einzelnen Sätze nämlich sich immer unerträglicher in die Länge zogen, schlich Einer nach dem Andern leise und heimlich aus dem Saal und zählte auf die Zurückbleibenden. Aber — da die Verschwörer eben die Kenner waren — blieb keiner darin und so kam es, daß der Treffliche noch zuletzt gar von den Mitgliedern seiner Clique applaudirt wurde.“

Als sich das Gelächter gelegt hatte, fragte Heine: „Was wollen Sie denn zuerst besuchen?

„Es ist noch nichts bestimmt," erwiederte die Dame, „aber Madame K..... wollte mich gegen zwölf Uhr mit ihrer Equipage abholen."

„Madame K.....?" rief Heine. „O liebe Freundin, lassen Sie sich warnen, zeigen Sie sich nicht in der Equipage dieser Dame, wahrlich, das hieße Spießruthen fahren."

„Ich erinnere mich eben", gab Frau F..... ein wenig betroffen zur Antwort, „Madame K..... schlug vor, wir sollten uns das Pantheon ansehn."

„Das Pantheon", rief Heine. „Ach, was will Frau K..... im Pantheon? Frau K..... ist ja selbst ein Pantheon, wo große Männer ruhten."

VI.

Montmorency ist durch den großen Mann, der dort einen bedeutenden Theil seines Lebens verbrachte, man kann wohl sagen, geheiligt. Der Gedanke verläßt uns nicht in diesem hainumkränzten Dörfchen, daß hier Rousseau den Emile, das Glaubensbekenntniß des savoyardischen Vikars, die neue Heloise und die Briefe an d'Alembert geschrieben; seine größten, schönsten, wirkungsvollsten Bücher. Er selbst sagt, er habe auf diesen Höhen, damals noch fern von Paris, einsam und unwirthbar, seine Transfiguration erlebt, er habe sich dort besser und größer gefühlt, als er es sonst gewesen, er habe dort Flügel an

den Schultern gehabt und die Erde unter seinen Füßen oft kaum gespürt. Es war die Zeit seines schönsten Schwunges, seiner ergiebigsten Thätigkeit, die kurze Zeit seines größten Glücks. Bald darauf begann der arme Jean Jaques die unselige Wanderschaft, die erst auf der Insel St. Pierre endet.

Gleich bei meinem ersten Besuch in Montmorency fragte ich nach Rousseau's Eremitage. Ein Bettelmann, der am Wege stand, wies mich mit seiner Krücke dorthin, wo der vorspringende Winkel eines Daches aus einer Gruppe blühender Obstbäume hervorsah. Ich dankte und schritt lebhaft bewegt auf das bezeichnete Haus los. Dort also, dachte ich, steht die Hütte, wo der arme Jean Jaques ohne Feuer im Kamin, beim strengsten Winter seine glühenden Dithyramben schrieb! Ob doch die Pietät alles dort noch erhalten hat, wie er es zurückließ, die Holzstühle, den einfachen Schreibtisch, das ärmliche Bett?

Ob die Laube wohl noch erhalten ist, wo er mit Sophie d'Houdetot saß und der Rosenbaum noch gezeigt wird, den er selbst gepflanzt und den er mit so viel Thränen begossen?

Eine arge Täuschung erwartete mich. Die Mauern der Eremitage sind vielleicht stehn geblieben, aber die Hütte hat sich in eine elegante Villa verwandelt. Ein aristokratisches Gitter hält den Besucher ab, in die Nähe zu kommen und wenn man klingelt und Einlaß begehrt, sagt uns ein Lakei, daß die Herrschaft zu Hause sei und nicht gestört werden dürfe. Aber was wollte man wohl auch sehn? Die Möbel sind fort, die Zimmer verändert. Den Rosenstock Rousseau's haben fremdländische Bäume ersetzt, eine Fontaine, die auf einem zierlichen Wiesenfleck plätschert, spricht eine an diesem Orte ganz fremde Sprache .....

In einer nicht weit entfernten Villa in der Thalsenkung wohnte damals die Priesterin der

tragischen Muse, Rachel Felix. Sie hatte sich das Haus selbst erbaut und nannte es La Santé, was zu ewigen Calembours Anlaß gab. Bald war die Santé der Reparatur bedürftig, bald hieß es, sie habe für ihre Santé einen Baumeister kommen lassen. Fräulein Felix kam nicht selten zu Heine herüber, sie speiste ein oder zwei Mal mit uns, aber ich erinnere mich nicht, viel Interessantes aus ihrem Munde gehört zu haben. Sie sprach weitläufig über die Auction ihrer alten Möbel, die sie soeben veranstaltet hatte und machte sich über die Engländer lustig, die selbst werthloses Geräth um fabelhafte Preise erstanden hatten. Ihr Bett war zuletzt von einem alten Lord M.... erobert worden, nachdem sich ein Auctionskampf in beinahe homerischer Art zwischen den Helden des Turf entsponnen. Ich glaube, es datirt von dieser Zeit das System oft wiederkehrenden Möbelverkaufs, das Fräulein Rachel später mit industriellem Sinn organisirte und

das sich so lange rentirte, als ihr Ruhmesgestirn im Zenith stand .....

Wenn unser Mahl zu Ende ging, war auch meist der Abend schon da. Die Sterne standen am Himmel, die blühenden Akazienbäume und der Jasmin dufteten stärker, von fernher tönte ein Singen und Klingen der Geigen. Der Tanzplatz von Montmorency, der an keinem Sonntage leer war, lag Heine's Villa gerade gegenüber. Die Kinder des Dorfs und die Gäste, die von Paris herübergekommen, hatten sich dort versammelt. Man gab den Damen den Arm und führte sie in den Kreis der Zuschauer. Heine selbst mochte nie fehlen, wo getanzt wurde und hübsche Mädchengesichter zu sehn waren.

Manchen Ball champêtre habe ich da mit angesehn. Unter schattigen, breitkronigen Bäumen gingen die Quadrillen hin und her, in der

Mitte, auf einer kleinen bretternen Tribüne musicirte das ländliche Orchester. Niedliche Landmädchen mit glatten weißen Häubchen und elegante Pariserinnen, gravitätische Bauernburschen und extravagant lustige Studenten tanzten durcheinander. Der herbeigekommene Pariser, der sich den Cancan nicht abgewöhnen kann, macht sich durch groteske Sprünge bemerkbar, die trotz des besten Vorsatzes doch noch in seinem Tanze vorkommen; das Bürgerkind von Montmorency hingegen scheint schon durch größere Anständigkeit für die größere Moral auf dem Lande zu zeugen. Bei diesem Bilde echt französischer Heiterkeit, die in uns ruhige Zuschauer selbst überging, verweilten wir bis zum Einbruch der Nacht, wo der Spättrain von Enghien uns und alle heimbrachte.

Auf solcher Rückkehr weilten meine Gedanken noch lange bei Heine und Montmorency, wo er gegenwärtig lebte, als Jean Jaques Aufenthaltsort berühmt, drängte mich unwillkürlich zu Pa-

rallelen zwischen diesen zwei so ganz verschiedenen Naturen, die mir doch darin einander zu gleichen schienen, daß sie beide der Ausdruck der Zerrissenheit ihrer Zeit gewesen. Der Eine enthüllt ihn rhetorisch mit allem Pathos der Leidenschaft, mit allen Thränen des Gefühls, der Andere ironisch, seiner eigenen Schmerzen spottend, in gewaltsamen Sprüngen von Wehmuth zu Hohn. Der Eine ist der Vater einer Revolution, der Andere ihr Kind, sie kritisirend und zuweilen verhöhnend, weil er die Skepsis in Alles und Jedes zu tragen gewohnt ist. Der Eine war eine einfache und ganze Natur, ein prophetartiger Mensch, der Andere eine Doppelnatur voll Licht und Schatten, ein Wesen wie der Zauberer Merlin, den der Dämon der Erkenntniß mit der Nonne der Romantik gezeugt. Beide haben das Bedürfniß mit einander gemein, die Heuchelei zu hassen und ihr ganzes Herz mit aller Schonungslosigkeit gegen sich selbst der Welt offen zu zeigen. Rousseau

entledigt sich seiner Sünden in einer Generalbeichte und unter Reuethränen, Heine hatte von jeher die dämonische Lust, sich schlechter zu machen, als er war. Rousseau glich übrigens keinem Franzosen und Heine gleicht eigentlich keinem Deutschen. Kein Franzose besaß je wie Rousseau so viel Ernst, Schwärmerei und Sentimentalität, kurz so viel Gemüth, kein Franzose haßte wie er die Lüge und eitle Selbstbeschönigung; kein Deutscher besaß je wie Heine so viel Ironie, so viel Grazie, einen so leicht flatternden und gaukelrisch funkelnden Geist, kurz so viel Esprit. Es ist als ob Beide ihre Nationalität untereinander ausgetauscht hätten. Der Eine scheint der ernsthafteste Deutsche unter den Franzosen, der Andere der witzigste Franzose unter den Deutschen.